

Uwe Topper

Alte und neue Tricks in der Archäologie

Auch wenn es inzwischen schon kein Skandal mehr wird, Fälschungen im Bereich der Archäologie und Geschichtsrepräsentation treten immer gehäuft auf. Nach der kostbaren Keltenfibel (6/2001, 52), der berühmten Grotte Chauvet (SYNESIS Nr. 1/2002, 14-18), und „Japan – alles gefälscht?“ (SYNESIS Nr. 1/2002, 47-48) hat man sich an die dicksten Hunde gewöhnt. Der folgende Artikel schließt sich an die früheren Beiträge des Autors an und deckt weitere Fälle auf, womit immer wieder andere Techniken der Fälscher zur Sprache kommen. Man lernt halt nie aus und ist immer wieder überrascht, so dass sich mir die Frage stellt, wenn ich eine Ausstellung betreue oder ein Buch öffne: Na, wie legen sie mich diesmal herein?

Wenig Zeit, viel Geld

Ein spanischer Archäologe, Restaurator an einem großen Museum, erzählte mir, warum die Archäologie in seinem Land den Charakter eines mafia-artigen Geschäfts hat: Sehr häufig werden Notgrabungen durchgeführt, wenn beim Bau von Häusern, Straßen usw. antike Reste auftauchen. Diese Grabungen müssen schnell durchgeführt werden, denn bis zu ihrem Abschluss stockt der übrige Bau. Darum vergibt die Stadtverwaltung die Notgrabungsarbeit an eine Privatfirma, weil diese schneller arbeitet als der städtische Denkmalschutz. Die Firma kann natürlich viel schneller arbeiten, denn sie verdient doppelt daran. Sie wird nämlich vom Magistrat und vom Bauunternehmer bezahlt, da beide an einer schnellen Erledigung interessiert sind. In Kürze werden die gewünschten Ergebnisse vorgelegt. Der Einfachheit halber produziert man viele Funde in der Werkstatt, ohne lange graben zu müssen, wobei man eventuell noch einen Dritten abkassieren kann, z.B. die Kirche, die oft berechtigtes Interesse hat, ihre Geschichtsvorstellungen zu untermauern.

Auch Akademiker produzieren für ein hohes Monatsgehalt jeden von ihnen verlangten Unsinn. Manchmal tun sie es auch von selbst, um früher aufgestellte Thesen zu widerlegen, die inzwischen unsinnig scheinen. Diese Ergebnisse, also die der privaten Grabungsfirmen wie auch die der beauftragten Akademiker, gehen in die wissenschaftliche Literatur ein, weil es kein übergeordnetes Kontrollorgan gibt. Sie werden zur Grundlage unserer Kenntnisse der Vorzeit.

Vermutlich ist das nicht nur in Spanien so. Die Kolonialmächte haben im Orient recht häufig ähnlich dreist gefälscht, ich will zwei bekannte Beispiele kurz erwähnen:

James Stuart Mellaart und die Vorgeschichte Anatoliens

Der junge geniale Brite James Mel-



Die phönizische Stele der Barmekiden im Berliner Pergamon-Museum (Foto Uwe Topper)

laart reiste in die Türkei, heiratete eine Türkin und beschäftigte sich beruflich mit Archäologie. Damals, um 1955, gab es dort einen regen Handel mit hübschen Keramikfiguren, die jungsteinzeitlich sein sollten. Mellaart ging der Sache nach und fand die Herkunft heraus: Sie stammten aus dem kleinen Ort Hacilar am Burdur-See. Er kaufte viele Figuren und begann 1957 mit der Ausgrabung der vorgeschichtlichen Siedlung, die bis 1960 andauerte. Das von ihm gefundene jungsteinzeitliche Dorf unter der kupfersteinzeitlichen Siedlung haben nur wenige Fachleute gesehen, aber es gibt schöne Zeichnungen, Fotos und Beschreibungen davon. Nach dem Ende der Grabungskampagne wurde nämlich alles wieder zugeschüttet, vor Ort sieht man nichts mehr, wie wir 1966 mit Be-dauern feststellen mussten.

Figuren werden allerdings immer noch verkauft, ich konnte einen hübschen Schweinekopf aus Ton erwerben, der mit seinem langen Rüssel archaisch wirkt und irgendwie echt aussieht. Er soll 6000 Jahre alt sein und

steht jetzt auf meiner Fensterbank.

Viele dieser Figuren befinden sich in den großen Museen der Welt und werden in allen archäologischen Arbeiten über Anatolien abgebildet; sie gehören zur Grundlage unseres Wissens vom anatolischen Neolithikum.

1965 stellte Peter Ucko in London allerdings durch stilistische Betrachtungen fest, dass viele – wenn nicht alle – dieser Figuren moderne Fälschungen sein müssen. Sechs Jahre später, im August 1971, veröffentlichten britische Fachleute das Ergebnis ihrer Untersuchungen mit Hilfe der Thermoluminiscenz-Prüfung: Von 66 untersuchten Museumsstücken der Hacilar-Kultur waren 48 eindeutig moderne Fälschungen, das Alter der restlichen 18 Stück konnte nicht entschieden werden. Hatte Mellaart überhaupt einige selbst ausgegraben?

Damit dürfte Mellaart als Archäologe erledigt sein und die Hacilar-Kultur (vorläufig) wieder gestrichen werden. Da er aber später eine ähnliche Siedlung ausgegraben hat, Catal Hüyük, und die-

Alte und neue Tricks in der Archäologie



Ein Keramik-Schweinskopf aus Hacilar am Burdurse, Türkei (Foto Uwe Topper)

se noch viel schönere Funde und Wandgemälde aufwies, sind sein Ruhm und die neolithische Hochkultur Anatoliens gerettet. Auch diesen unterirdischen Ort kann man nicht besichtigen, nur die Fundstücke in den Museen – besonders prächtig in Ankara – bewundern (wie ich vor zwei Jahren noch).

Mellaart gilt allerdings nicht bei allen Kollegen als voll vertrauenswürdig. Die Dorak-Affäre hat Zweifel auf seine Ehrlichkeit geworfen. Er selbst erzählte die Geschichte in verschiedenen Versionen. Ich fasse das wichtigste kurz zusammen (nach Hamblin 1973, die auf Pearson und Connor, 1968, fußt).

1958, also ein Jahr nach Beginn der Grabung in Hacilar, weilte Mellaart in Izmir und zeichnete dort einen „Königschatz der Jortan-Kultur“, der aus dem Dorf Dorak in der Nähe von Troja

stammen sollte. Dazu lieferte er eine fachmännische Beschreibung und veröffentlichte die Sensation in der angesehenen englischen Zeitschrift *Illustrated London News* (28. Nov. 1959) auf mehreren Seiten. Da gibt es einen Thron mit ägyptischen Hieroglyphen des Pharaos Sahure („2400 v.Ztr.“), das bei weitem älteste Schriftzeugnis in Anatolien. Außerdem gehören zum Schatz reicher Goldschmuck, Obsidianbecher, Silberdolch, Figuren, Stoffreste usw. – das Inventar eines Jortan-Königsgrabes. Die Zeichnungen sind von bester Güte, auf diesem Gebiet ist Mellaart Meister. Fotografien gibt es keine, auch die Objekte selbst sind nicht mehr auffindbar, es gibt keinen Besitzer und keine Ausgrabung. Außer Mellaarts Wort – man muss ihm einfach glauben – gibt es keinen Beweis für die Existenz des Schatzes, keinen einzigen Zeugen.

Wenn ein Archäologe keinen Schatz findet, stellt er einen her (wie Schliemann), oder noch klüger: er zeichnet ihn nur.

Abrahams Ur

Eine andere Form des Betruges wird bei Sir Charles L. Woolley sichtbar: Er wollte 1923 einen Hügel in Mesopotamien ausgraben und dafür Gelder vom englischen Staat bewilligt bekommen. Darum erklärte er, es handle sich um die berühmte Stadt Ur in Chaldäa, die Heimat des Erzvaters Abraham. So erhielt er das Geld und konnte jahrelang seiner Leidenschaft, der Schatzgräberei, frönen. Aus dem Nomaden Abraham wurde der Sohn einer reichen Weltstadt, wie sich Woolley begeistert ausdrückte. Inzwischen ist dieser Hügel als Abrahams Ur in die Schulbücher gekommen, obgleich er 1500 km südöstlich des echten Ur liegt, des heutigen Urfa in der Türkei, des antiken Edessa.

Dort weiß die Bevölkerung noch, dass Abraham hier lebte, denn sie geht ja nicht in englische Schulen. Treu der Überlieferung füttern die vielen Wallfahrer hier die unsterblichen Fische Abrahams in seinem großen Teich.

Die Fachwelt kennt den ganzen Vorgang natürlich, sie weiß auch, dass Woolleys These nicht stimmt, aber in den Büchern bleibt es stehen, und schließlich war Woolleys Trick ja nützlich: Er hatte wirklich eine interessante alte Stadt im Zweistromtal ausgegraben, für die ohne den kleinen Kunstgriff „Ur“ kein Geld freigemacht worden wäre. Dass er dabei mittels der Abraham-Chronologie gegen sein eigenes Wissen den Ort mehr als tausend Jahre älter machen musste, hing mit dem biblischen Geschlechtsregister zusammen. Aber was sind schon tausend Jahre gegen hunderttausend Pfund Sterling?

Moderner Devotionalienhandel

Mit dem Herstellen und Auffinden von Kunstgegenständen der Antike ist



Die „Dame von Elche“ mit dem erotischen Mund. Marmorfigur im Archäologischen Nationalmuseum (Madrid)



Die „Dame von Elche“ im Archäologischen Nationalmuseum (Madrid)

Alte und neue Tricks in der Archäologie

man immer raffinierter geworden, das Risiko einer Aufdeckung wird immer kleiner. Günstig ist zum Beispiel, wenn man eine antike Werkstatt oder einen Laden (er)findet, der mit religiösen Gegenständen (Devotionalien) handelte. Da brauchen die gefundenen Gegenstände keinen passenden Hintergrund (Aufstellung in einem Tempel oder Wohnhaus oder an öffentlichen Plätzen), sie können relativ unbenutzt, unbeschädigt und sogar unvollendet sein, und es dürfen – nicht in der Werkstatt, aber beim Händler – auch eine Vielfalt an Typen, Stilen und Handwerkern auftreten.

Etwa wie in Géla auf Sizilien (Ausstellung im Louvre, Paris, Herbst 2001), wo man an der äußeren Wand eines antiken Ladens gleich neben der Tür Seite an Seite drei Altäre aus gebranntem Ton fand, noch mit schwachen Resten von Farbe und bestens erhalten. Sie stammen vom Ende der Besiedlung dieses Ortsteiles, der vermutlich um 500 v. Chr. (durch ein „Erdbeben, eine Meeresswoge oder einen Erdbeben?“ Katalogtext) verschüttet wurde.

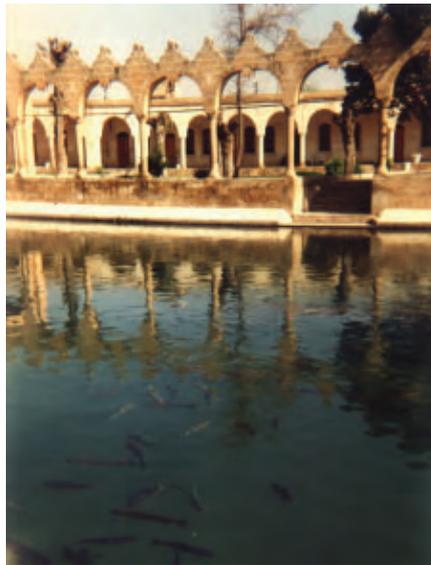
Die Kunstfehler an den drei Altären sind gleich: zu kleine Hände, Ungenauigkeit der Bekleidung, lieblicher Ausdruck, unpassende Beschädigungen – das wäre alles verdächtig, wenn jemand aufpassen würde. Außerdem könnte man Stilbruch und zeitliche Sprünge anprangern; aber soviel Kunstgefühl haben heutige Fachleute nicht mehr. Oder soviel Ehrgefühl.

Auch die Dame von Elche ist eine Fälschung

In „Fälschungen der Geschichte“ (2001, S. 97) hatte ich noch geschrieben: „Auf die berühmte Dame von Elche kann ich hier nur kurz hinweisen. Sie ist so etwas wie ein spanisches National-Idol und soll aus iberischer Zeit stammen, also rund 2500 Jahre alt sein. Inzwischen häufen sich die Indizien, dass sie eine moderne Fälschung ist. Wegen des enorm großen Prestiges dieser Kalkstein-Figur und entsprechenden Gesichtsverlustes der spanischen Altertumforschung wird die Dame – obgleich keine Notre Dame – sogar von der Katholischen Kirche als echt propagiert.“

Im November 2001 sah ich sie mir noch einmal an, die edle Marmordame der iberischen Frühzeit im Archäologischen Nationalmuseum in Madrid, und fand gar zu viele Unstimmigkeiten.

Schon auf den ersten Blick verrät der geschminkte Mund die Zeitströmung durch seine Erotik: so empfand man Frauenschönheit um 1900. Auf die



Der Teich Abrahams in Edessa mit den heiligen Fischen (Foto Uwe Topper)

se Weise hatte ich die Persephone von Berlin enttarnt.

Wie üblich bei solchen Fälschungen sind auch hier die Bruchstellen unlogisch. Da gibt es eine überspachtelte Vertiefung an der linken Wange unter dem Ohr, also an bestgeschützter Stelle; hier kann nichts abbrechen, bevor nicht Nase und Kopfschmuck und Ohr beschädigt wären, was sie nicht sind. Das ist nicht nur ‚verdächtig‘, es ist unmöglich. Und dann vom rein künstlerisch-ästhetischen Standpunkt aus: Der Hals ist viel zu dick, die Nase unorganisch, die spitze Haube unwirklich; nur der Schmuck wirkt realistisch. Zumindest wenn man ihn mit Ausgrabungsfunden von anderen Orten vergleicht.

Da gibt es eine Gruppe von rund 300 iberischen Figuren, die in Zusammenhang mit der Dame von Elche gebracht werden. Sie stammen aus dem Cerro de los Santos in der spanischen Provinz Albacete von 1870 und sind laut Begleittext (an der Museumsvitrine) „praktisch von derselben Hand geschaffen“, identisch in ihrem Ausdruck, ohne zeitliche Entwicklung. Und das sieht jeder mit ein bisschen künstlerischem Gefühl. Dennoch werden die Figuren durch die Archäologen über rund fünf Jahrhunderte vor Christus gestreckt. Die Gesichtszüge – Haare, Ohren, Augen – sind pseudo-archaisch, das heißt: etwa so dargestellt, wie man sich damals die Vergangenheit dachte. Aber auch technisch stimmt da etwas nicht: Die Männerköpfe haben keinen Hals und keine Aufsatzlöcher zum Befestigen oder Auswechseln, wären also Büsten, ohne dass deren Unterteile je

gefunden wurden. Und schließlich – die Brüche an den Figürchen sind unregelmäßig, vermutlich absichtlich herbeigeführt.

Einige Figuren muten ‚frühchristlich‘ an, romanisch oder irisch; besonders die Tiergestalten machen einen irischen Eindruck, sie wirken noch am echtesten, wenn auch nicht zweieinhalbtausend Jahre alt.

Eine der schönsten Steinskulpturen dieses Hügels, die sogenannte „Große Dame“, scheint eine Vorläuferin der Dame von Elche zu sein. Und das hat einen Grund, der aus der Entdeckungsgeschichte ersichtlich wird.

Die Dame von Elche wurde am 4. August 1897 in La Alcudia bei Elche in Ostspanien gefunden und schnell nach Paris geschafft, wo sie im Louvre eine Zeitlang das Entzücken des Publikums war, bevor der spanische König die „Maurenkönigin“ heimholen ließ. Erst durch diesen Staatsakt gewannen archaische iberische Kunstwerke die gebührende Aufmerksamkeit, so dass auch die Figuren vom Cerro de los Santos, die man bis dahin in Paris als Fälschungen abgelehnt hatte, nun Anerkennung erhielten. Damit wurde auch die „Große Dame“ echt.

Soweit die Literatur zum Thema erkennen lässt, ist der Streit um die Unechtheit der Dame von Elche inzwischen entschieden. Prof. John F. Mofitt hat mit seiner ersten Anklageschrift (USA 1985) ins Schwarze getroffen: die Büste ist ein Werk des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Die zweite Fassung dieser Schrift, die an der Universität von Florida 1995 erschien, bringt genügend Beweise für die Richtigkeit seiner These.

R. Olmos und T. Tortosa haben bei einem Symposium zu diesem Thema in Madrid 1996 die einzelnen Fakten zusammengetragen, woraus sich klar ergibt: Die Dame von Elche und viele entsprechende Funde sind im 19. Jh. hergestellt worden. Der Vitrinentext im Museum lässt dies hinsichtlich der Figuren vom Cerro de los Santos auch erkennen, und im Vorraum des Museums kann man die eben zitierten Schriften kaufen. Wer lesen möchte, kann es also erfahren. Nur die einfachen Leute aus aller Welt, die sich um das schwer bewachte und panzerglasgeschützte (hochversicherte) Kunstwerk scharen, werden nicht direkt brüskiert. Meine Frage an eine der Wächterinnen der schönen Ibererin, ob hier das Original ausgestellt sei oder nur eine Kopie, wurde denn auch leichthin beantwortet:

Alte und neue Tricks in der Archäologie



Figuren vom Cerro de los Santos (Albacete, Spanien) (M. Tarradell, *Arte Ibérico* 1968)

„Natürlich das Original!“ (denn so kostbar ist es nun auch nicht mehr).

Und noch mal Berlin

Neulich sah ich wieder einmal im Vorbeigehen so einen kleinen Trick, der aus einem schönen alten Kunstgegenstand ein wissenschaftlich interessantes Dokument der Antike macht: Im Berliner Pergamon-Museum steht ein phönizisches Relief, das schon wegen seiner ästhetischen Vorzüge hier stehen dürfte. Aber da es sehr viele Stücke dieser Art gibt (was den Preis drückt), hat sich ein schlauer Kopf etwas Apartes einfal- len lassen. Er hat eine phönizische In- schrift zugefügt, denn die Reliefstele war leider schriftlos. Jetzt erst erregt sie die Aufmerksamkeit der Fachleute, denn in dem schulmeisterlich genau hineinge- stanzen Schriftzug taucht der Familien- name der Barmekiden auf, und der ist uns ja aus den arabischen Nachtge- schichten bekannt. Der Schriftzug ist so schön lesbar wie in einem Lehrbuch für Studenten der Orientalistik. Das er- freut interessierte Laien, wenn sie etwas wiedererkennen, was sie sich angelesen haben, die Mäzene der Museums-Stif- tung wie auch die Besucher. Leider sieht ein Bildhauer auch sofort, dass die

Buchstaben vertieft liegen, was der Fäl- scher nicht verhindern konnte. Denn Stein wächst ja nicht nach.

Der Beowulf, das älteste deutsch-englische Sprachkunstwerk, stammt aus dem 17. Jahrhundert

Der Beowulf (= Bienenwolf, eine Kenning für Bär) ist ein in England auf- bewahrtes Manuskript eines alten Epos, „christianisiert und etwa zu Anfang des 8. Jh.s aufgezeichnet; die einzige Hand- schrift indes stammt erst aus dem 10. Jh. Der Beowulf ist demnach das ältes- te größere Denkmal deutscher volks- tümlicher Poesie ...“ (Meyers Konv. Lexikon, 4. Aufl., Leipzig 1885, 2. Bd., S. 707). Statt deutsch wird in manchen späteren Lexika auch germanisch ge- sagt, zuweilen auch angelsächsisch. Die Handlung des Epos spielt in Skandina- vien, zu England besteht keine Bezie- hung. Nach Felix Genzmer (im Vorwort zur Übersetzung, 1953 Reclam) wur- de das Epos in der Sprache der Angeln (ein deutscher Stamm in Holstein) ver- fasst und dann westsächsisch überar- beitet durch einen katholischen Geistli- chen. Dessen lateinischer Einfluss sei

unverkennbar. Es sind allerdings Sagen darin verarbeitet, die wir aus sehr viel jüngeren Texten kennen, aus dem 12. und späteren Jahrhunderten. So sind Teile der Edda mit einbezogen, die erst im 16. Jh. in Mitteleuropa bekannt wur- den.

Zur Klärung eines „Zwischenspiels“ im Beowulf, dem Finnsburglied, wurde im 18. Jh. ein Bruchstück veröffent- licht, das aber nichts klärt und die erste Bezugnahme auf den Beowulf-Text sein dürfte. Außer der Druckschrift kennt man kein Original dieses altengli- schen Lied-Bruchstücks.

Wenn wir die Echtheit des berühm- ten Epos prüfen wollen, müssten wir nun im Sinne von Aschbach zum Inhalt selbst schreiten: Da erzählt ein Christ heidnische Geschichten aus Dänemark, weiß aber nicht, dass die Dänen keine Harfe kannten (Verse 86, 2263 u.a.). Er bringt die gewohnte Chronologie völlig durcheinander, erwähnt (griechische) Giganten (Vers 113) und zitiert Dialoge von Papst Gregor I (Verse 168 ff), von denen wir inzwischen wissen, dass sie erst in der Renaissance geschrieben wurden. Ab Vers 175 belehrt der Dich- ter seine Zuhörer, dass die Helden seines

Alte und neue Tricks in der Archäologie

Liedes Heiden sind und Verachtung verdienen. Wem sang er es dann vor?

Möglicherweise war dieser Mönch eine echte Landratte, denn bei ihm dauert die Fahrt von Südschweden bis zur Jütenhalbinsel genau 24 Stunden, das ist bei weitem zu lang, denn von Gegensturm ist nicht die Rede.

Kurz gesagt: das Machwerk ist entblößt.

Alfred Tamerl, der ein Jahr nach mir („Die Große Aktion“, 1998, S. 31–39) seine Entlarvung der Roswitha von Gandersheim (1999) ebenfalls an Aschbachs Technik geschult hat, fand kürzlich („Zeitensprünge“ 3/2001, S. 493–512) auch die näheren Umstände über den Fälschungsvorgang heraus: Der Beowulf, angeblich Anfang des 8. Jh.s geschrieben, wurde bis zu seiner Publizierung durch den Dänen Thorkelin 1815 nirgendwo verarbeitet oder nachgeahmt. Das größte englische Epos, einer Ilias vergleichbar (Tamerl bringt genaue Hinweise dieser Zusammenhänge), schlief als einziges Manuskript auf einem Regal in England. Thorkelin hatte schon 25 Jahre vorher das Manuskript, das ihm englische Gelehrte zur Kenntnis gebracht hatten, abgeschrieben.

Warum zögerte er 25 Jahre mit der Herausgabe? Er traute sich wohl nicht. Und hätten nicht auch die Engländer größtes Interesse gehabt – damals lebte Herder –, diesen kostbaren Text selbst herauszubringen, statt zu warten, bis ein Ausländer sich dieser Mühe unterzieht? Tamerl verwundert dies zu Recht, während ich inzwischen diese Art der Herausgabe eines zweifelhaften Textes durch einen angesehenen Fremden geradezu als Fälschervorgehen erkenne. Der Vorgang ist ganz typisch: Kürzlich haben Amerikaner einen schlecht gefälschten Goldhelm eines andalusischen Kalifen in eine Ausstellung in Granada eingeschleust, um ihn dann in Amerika als echt aufzuwerten, nachdem ihn die gut dafür bezahlten spanischen Aussteller nicht abgelehnt sondern im Katalog publiziert hatten.

Tamerl fand noch mehr heraus: Es gibt in dieser Handschrift Rasuren und seltsame Bearbeitungsspuren, die einen modernen Forscher mit elektronischen Mitteln, den Amerikaner Kevin S. Kiernan (1993), dazu veranlassten festzustellen, dass der Schreiber des Manuskripts der Dichter selbst war. Es sei sein Arbeitsexemplar gewesen. Die zahlreichen Verbesserungen stammen von seiner eigenen Hand. Nun, das kennen wir ja von den Humanisten schon recht

ausführlich. Die Aufklärer waren wohl nicht besser, gaben sich nur mehr Mühe. Sie benützten außer Rasiermesser auch Säuren, legten Benützungsspuren an (sonst sehen die meisten Manuskripte ja aus, als hätte sie nie jemand in der Hand gehabt) und sorgten möglichst für Querverweise (in diesem Falle das Finnsburg-Bruchstück).

Nach gewohnter Art hatte der Fälscher oder ein Nachfolger die Pergamentblätter in einen älteren (ebenfalls gefälschten, aber schon anerkannten) Kodex eingeschleust, doch Tamerl hat herausgefunden, dass frühere Betrachter und Beschreiber des betreffenden Kodex nichts von einem Beowulf wussten, während sie die anderen, viel kleineren und unwichtigen Texte des Kodex in ihren Aufzeichnungen vermerkt hatten. Aus Tamerls tiefeschürfender Untersuchung geht eindeutig hervor, dass Franciscus Junius (1589–1677) der Fälscher sein muss. Er hatte als erster altenglische Sprachforschung mit Wörterbüchern und grammatischen Untersuchungen veröffentlicht, hatte 1665 die Wulfilas-Bibel wissenschaftswürdig gemacht (eine Fälschung, siehe Topper 1998) und den besagten Sammel-Kodex mindestens einmal in seinem Leben, vermutlich zweimal, in der Hand gehabt.

Tamerl kann ganz seltsame Erkenntnisse zitieren (S. 510, leider ohne Quelle): „Der Beowulf ist in noch einer weiteren Hinsicht einzigartig. Ein Drittel des Vokabulars kommt in keinem anderen altenglischen Werk vor.“ Wir kennen das von vergleichbaren Werken jener Zeit, die Wulfilas-Bibel ist nur das beste Beispiel. Und außerdem gibt es da Unmassen an Fehlern, Verschreibungen und Anachronismen im Text des Beowulf.

Tamerl deckt nebenbei gleich noch weitere Fälschungen auf – vielleicht sollte man auch sagen: Schöpfungen der Aufklärer – wie z.B. die Boethius-Übersetzung des Königs Alfred, das wäre einen weiteren Artikel wert. Verdächtig scheint auch das Widsith-Fragment, eine stabreimende Aufzählung von über hundert Fürsten-, Personen- und Stammesnamen, die Geschichte für das 3. bis 6. Jahrhundert (in einer Handschrift des 10. Jh.s) vorspiegeln sollen. Am Ende aber schwenkt Tamerl zurück auf die in „Zeitensprünge“ vorgegebene Linie und fasst abschließend zusammen:

„Wenn es sich tatsächlich um das Arbeitsexemplar des Dichters handelt, so entstand der Beowulf also in der Zeit der Schreiber, also im 10. oder 11. Jh.



Die „Große Dame“ vom Cerro de los Santos, Albacete, Spanien (M. Tarradell, *Arte Ibérico*, 1968, Abb. 59)

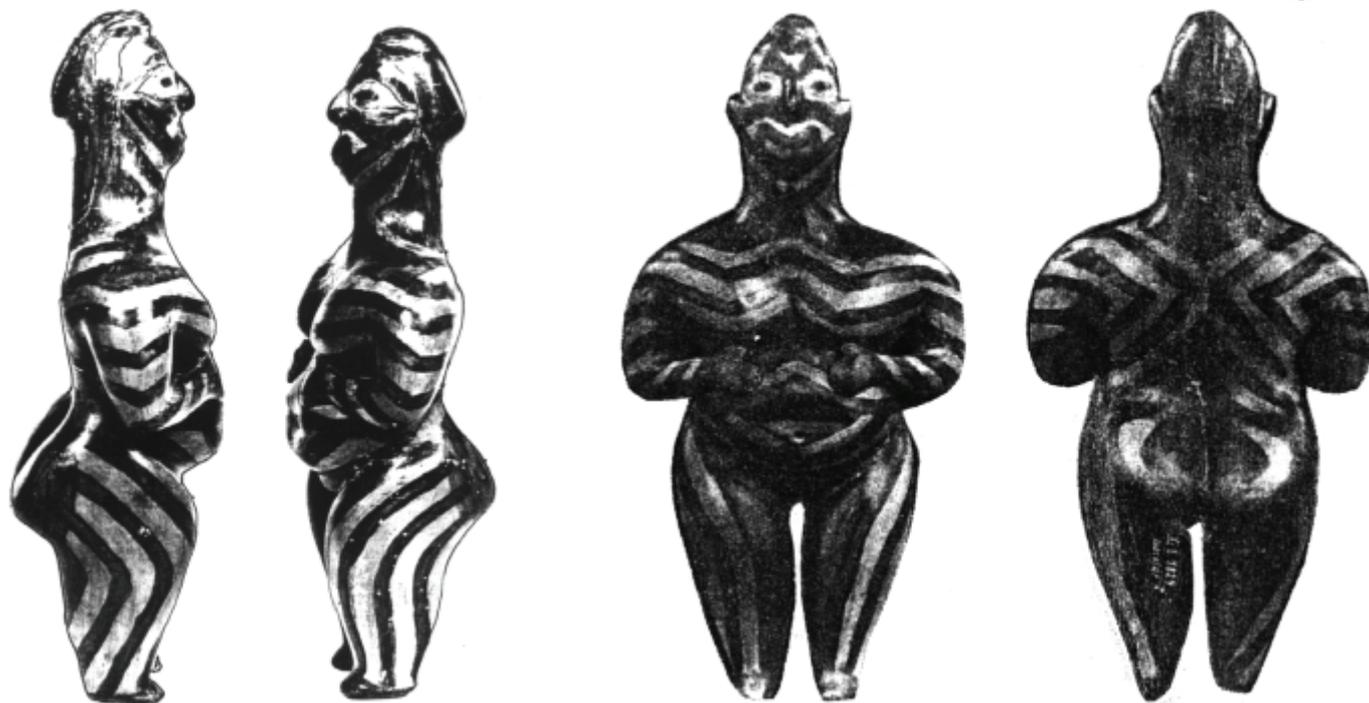
Der Beowulf wäre also gleich alt wie die übrigen altenglischen Texte, die in (Kodex) Vitellius A.XV enthalten sind.“ (S. 509). Und zum Schluss:

„Aus welcher Zeit stammt der Beowulf also? Entweder ist er ein ausgefallenes Werk eines Mönches des 11. Jh.s., wie Walter Klier in seiner Rezension vermutet (eine Glosse in der *Faz* vom 31.3.2001, die den Anlass zu dieser Arbeit gab, UT), oder es handelt sich um eine neuere Produktion.“ (S. 510)

Dagegen möchte ich die Ergebnisse dieser Untersuchung noch einmal kurz wiederholen:

Der Sammelkodex Vitellius A.XV (auch nach einem früheren Besitzer Nowell-Kodex genannt), enthielt ursprünglich vier kurze altenglische Stücke „aus dem 10. Jh.“, darunter so offensichtliche Humanisten-Fabrikate wie einen Brief des großen Alexander an Aristoteles und eine Christophorus-Legende. Er befand sich in Sir Robert Cot-

Alte und neue Tricks in der Archäologie



Ein Terrakottafigürchen aus Hacilar /Türkei („Steinzeit und frühe Stadtkultur“, Wegweiser durch die Sammlungen im Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin, Heft 1. Hrsg. A. v. Müller und W. Nagel)

tons Besitz und wurde nach dessen Tod 1631 durch seinen Bibliothekar mit einem Inhaltsverzeichnis versehen, in dem der Beowulf, der heute das weitaus größte Volumen in diesem Kodex einnimmt, noch nicht erschien. Der Gelehrte Franciscus Junius hielt den Kodex zwischen 1628 und 1650 in der Hand, schrieb das Judith-Fragment daraus ab, sah aber keinen Beowulf. Junius starb 1677. Auch der von Thomas Smith 1696 aufgestellte Katalog kennt den Beowulf noch nicht. Erst 1705 wird der Beowulf in dem Katalog altenglischer Handschriften von Humphrey Wanley genannt, von diesem auch in seiner Privatkorrespondenz erwähnt. Aber in dem Verzeichnis von Richard James (vor 1731) fehlt der Beowulf immer noch. Bis 1790 interessierte sich niemand für dieses riesige Epos. Der Kodex blieb bei dem Brand von 1731 erhalten, nur einige Seiten waren angeschmort. Er wurde von Sir Frederic Madden ab 1837 wieder hergestellt, wobei auch Nachschriften angelegt wurden. Madden steht im Verdacht, mehrere Texte selbst hergestellt zu haben.

Vermutlich erhielt der Däne Thorke-
lin 1790 den Kodex von dem englischen
Buchhändler Richard Price aus London
vorgelegt. Er fertigte zwei Abschriften
an und veröffentlichte ihn erstmals
1815. Darin sind noch eine große Zahl
von Fehllesungen enthalten, wie die la-

teinische Übersetzung Thorkelins aus-
weist. Zumindest ist damit klarge-
stellt, dass er nicht der Fälscher gewe-
sen sein kann. Die im Text enthaltenen un-
gewöhnlich vielen Fehler, sowohl sprach-
licher als auch inhaltlicher Art, wurden
durch John M. Kemble (1833) als Ver-
unstaltungen der mittelalterlichen Ab-
schreiber erklärt. Das ist nun durch
Kiernans technische Untersuchungen
widerlegt: Das Manuskript ist die Hand-
schrift des Dichters selbst.

Dann ist der Rest einfach: Die Hand-
schrift wurde im 17. Jh. hergestellt,
vermutlich von Junius, der als einziger
seiner Zeit fähig war, dergleichen aus-
zuführen. Natürlich rühmte er sich
nicht der Entdeckung dieser einzigartigen
Dichtung, sondern überließ es einer
späteren Zeit, diese für echt zu erklären.

Mit dem Schwinden des Wissens
und der wachsenden Dreistigkeit im
Fälschen, die durch den romantischen
Geist nach 1800 verursacht ist, war es
dann möglich, dieses Epos, das wohl
nach dem Tod von Junius dem Codex
einverleibt worden war, – wenn auch
noch mit Leerzeile im Inhaltsverzeichnis
– endlich als echtes Dokument an-
glischer Dichtung durch einen Dänen
veröffentlichen zu lassen.

Schade, dass Tamerl trotz guter
Vorarbeit diesen geradlinigen Schluss
nicht selbst gefunden hat.

Literatur

- Hamblin, Dora Jane (1973): Türkei, Land
der lebenden Legenden (USA, dtsh
1977 und 1988, Lübbe, Berg, Gladbach)
- Mofitt, John F. (1995): Art Forgery. The
Case of the Lady of Elche (Univ. Press
of Florida, Gainesville, USA)
- Olmos, R. und Tortosa, T. (1996): „El caso
de la Dama de Elche, más que una diver-
gencia“, in: Archivo Español de Arque-
ología No. 69. S. 219–226 (Madrid)
- (1997): La Dama de Elche. Lecturas des-
de la diversidad (Madrid)
- Pearson, Kenneth, und Connor, Patricia
(1968): The Dorak Affair (New York)
- Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von
Gandersheim. Eine Entmystifizierung
(Mantis, Gräfelfing)
- (2001): „Beowulf – das älteste germani-
sche Heldenepos?“ (Zeitensprünge 3/
2001, S. 493–512, Gräfelfing)
- Topper, Uwe (1998): Die Große Aktion
(Tübingen)
- (2001): Fälschungen der Geschichte
(Herbig, München)

(Zur Ausstellung im Louvre, Paris: 3
Abb. nach dem Ausstellungs-Katalog
und anonymer Text in „L'Archéologue
Nr. 56, oct.-nov. 2001, Paris, p.43-44)